

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Pforzheimer Anzeiger 1943

19 (23.1.1943)

Pforzheimer Anzeiger

Tageszeitung für nationalsozialistische Weltanschauung
Einziges amtliches Veröffentlichungsblatt für den Amtsbezirk Pforzheim

Verleger und Hauptgeschäftsführer: Dr. Paul Bode (p. St. Wehrmacht). Stellvert. Verleger: Max Böhm. Stellvert. Hauptgeschäftsführer und Chef vom Dienst: Dr. Fritz Mayer. Druck und Verlag: Bode, alle in Pforzheim. Gasse Nr. 23/25. Fernsprecher Nr. 5044 bis 5047. - Zur Zeit gilt Preisliste 9.

Anzeigenpreise:
13 Pfennig je Millimeter Geschäfte, Text-
teil 20 Pfennig je Millimeter. Annoncen-
gebühren 25 Pfennig. Nachlässe Malhofel L.
Wengenhaffel B. Preisliste 9. Für fern-
mündlich erteilte Aufträge, Abbestellungen
und das Erscheinen an bestimmten Tagen
keine Gewähr. - Gerichtsstand Pforzheim.

Geegründet 1873

Samstag/Sonntag, den 23./24. Januar 1943

70. Jahr / Nr. 19

Beispielloser Heldentkampf um Stalingrad

Das Ringen stellt alle bisherigen Kämpfe in den Schatten

Berlin, 22. Januar.

Der Kampf im Raum von Stalingrad wuchs nach Wochen harter Gefechte seit dem 10. 1. zu jener Härte, die auch die bisher schwersten Kämpfe an der Ostfront in den Schatten stellt.
Im Dämmerlicht jenes Angriffstages erkannte man von der borgehobenen Beobachtungsstelle einer schweren Flakbatterie aus, die dicht hinter der Hauptkampflinie im Braud eines Sowjetpanzers lag, daß drüben beim Feind während der Nacht massenhaft neue schwere Waffen in Stellung gebracht waren. In einem Abschnitt von kaum 700 Meter sah der Beobachter 20 neue Panzerstücke aller Kaliber und vor diesem standen zahlreiche frisch eingebaute Granatbatterien. Das war noch nicht weiter auffällig, da der Bolschewist schon des öfteren seine Waffen in ähnlicher Weise zur Schau gestellt hatte, um den Beschuß herauszufordern und dadurch die Munition zu verknappen.

Da ging plötzlich genau um 6 Uhr fürchtbares Trommelfeuer los. Salbengeschütze, schwere Artillerie, Granatwerfer und Panzerabwehrkanonen schossen, was aus den Rohren herausging. Die Leitungen von dem Beobachter zu den Batterien waren sofort zerstört, nur das Funkgerät hielt die Verbindung aufrecht. Nacheinander erhielt die Beobachtungsstelle drei Vollertritte. Beide Artilleristen wurden verwundet. Dennoch richteten sie das unerschöpfte Gebirge der Scherenschnur auf und sahen, wie schon die erste Welle der feindlichen Infanterie über den Schnee vorrückte, aber von unseren Maschinengewehren niedergemäht wurde. Bald darauf kam die zweite Welle, die sich sprunghaft vorarbeitete. Die Batterie wurde angefunkelt. Sofort standen die Sprengpunkte der Granaten über den Köpfen der Sowjets und rissen auch die zweite Welle nieder. Jetzt aber erschienen Panzer in ganzen Haufen. Sperre wurde angefordert. Aber die Flakbatterie antwortete nicht, weil sie inzwischen ein in der rechten Flanke einsetzendes Sowjetgeschützschützenregiment zusammenstieß. Doch eine schwere Panzerbatterie nahm die Flankensicherung auf und feuerte in den Panzerhaufen hinein. Die Panzer wichen zurück, kurz darauf rollten sie wieder an. Aber Schlag auf Schlag folgten in direktem Beschuß die Granaten zwischen die rollenden Kolosse. Manche zerbarsten,

manche verbrannten, der Rest wich zurück. Nun konnten auch die Grenadiere und Pioniere, die Fahrer und Kanoniere im pulvergeschwärtzten Schnee Raum gewinnen und in erbittertem Kampf mit Handgranaten und blanker Waffe die feindlichen Schützen zurücktreiben. Ein schmaler Blutdurchtränkter Streifen des von Granaten durchwühlten Niemandslandes war alles, was dem Feind von seinem Einbruch übrig blieb. Jeder Tag und jede Nacht ist seitdem mit solchen schweren Kämpfen erfüllt.

So fanden auch am gestrigen Tage unsere Truppen ohne Pause im hin- und hergehenden Kampf mit den Bolschewisten, die immer wieder in dichten Wäldern mit starken Infanterie- und Panzerkräften vorbrachen. An den waffenstarrten Igelstellungen verbluteten sich ganze sowjetische Regimenter, und manche Frontangriffe sind zu wahren Panzerfriedhöfen geworden. 40 bis 50 zerfallene Panzer auf vier Kilometer Frontbreite sind keine Seltenheit mehr, und jeden Tag kommen neue hinzu.
An einer Stelle hatten sieben Panzer die Hauptkampflinie durchbrochen. Einer von ihnen rollte an einem Loch vorbei, in dem zwei Unteroffiziere mit Mienen und geballten Ladungen hockten. Der Panzer fuhr sehr schnell, die beiden Unteroffiziere führten ihm nach. Der Weltlauf schien ausichtslos, aber plötzlich stoppte der Panzer. Die beiden Unteroffiziere stolperten mit letzter Kraft durch den tiefen Schnee weiter und waren schon ganz dicht heran, als der Koloss wieder anfuhr, aber es hatte gerade gerückt. Mienen und geballte Ladungen lagen richtig. Zwei dumpe Schläge - der Panzer stand und qualmte. Die Luke öffnete sich, aber Flakgeschütze trieben die Befehle zurück, die mit samt dem Panzer verbrannten.

So rangen unsere Soldaten heldenmütig um jeden Fußbreit Boden und mit jedem eingebrochenen Panzerkampfwagen. Aber immer noch wuchs die Zahl der feindlichen Panzer und Schützen, denen es schließlich unter schweren Verlusten gelang, im Westen des Verteidigungsringes unsere Linien zu durchbrechen. Als sich der feindliche Angriff einem Flugplatz näherte, vernichtete das Bodenpersonal des Fliegerhorstes die Reparatur-Flugzeuge, heute aber vorher die Maschinengewehre aus und kämpfte mit diesen Waffen und mit ihren Karabinern weiter.

Die bürgerliche Spekulation

* Pforzheim, 23. Januar.

Es gibt auf unserem Kontinent noch Zeitgenossen, die den Krieg ausschließlich vom Standpunkt ihres persönlichen Wohlergehens aus betrachten. Sie vergleichen ihre Lage vor dem Kriege (insbesondere ihre Speisefarte, ihren Wein- und Kleiderhaushalt, ihr Reiseprogramm und Hauspersonal von 1939) mit den jetzigen Lebensverhältnissen und kommen dann zu der tiefgründigen Feststellung, daß die meisten Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten, die ihnen das Leben früher erst lebenswert gemacht haben, durch den Krieg beseitigt, hinweggefegt, verschlungen worden sind. Ergo: der Krieg muß so schnell wie möglich aufhören, damit das leichte, vergnügliche, schöne Leben, das diese Zeitgenossen bis 1939 geführt haben, endlich wieder fortgesetzt werden kann.

Gottlob gibt es in Deutschland nicht viele Menschen, die den Krieg unter diesem erbärmlichen Gesichtspunkt ihres höchstpersönlichen Lebensgenusses so sich wegzuschieben suchen. Dafür hat der totale Krieg gesorgt; und er wird in allernächster Zeit auch noch die letzten erfassen, die sich vom allgemeinen Schicksal absondern versuchen. Das deutsche Volk im ganzen hat in diesem Krieg andere Gedanken und andere Sorgen als das gute Essen und das hübsche Wohlleben. Es interessiert sich mehr für die DAW-Berichte als für die neuesten Modehefte, es denkt an die Ostfront, wo seine besten Söhne täglich ihr Leben hingeben, es jammert nicht den schönen Tagen des Friedens nach, die dahin sind, sondern es kämpft verbissen um seine Zukunft. In Deutschland gibt es nur wenig Menschen, die so dumm sind, daß sie ihre persönliche Zukunft von der Zukunft des deutschen Volkes lösen so können glauben. Selbst der eingeleistete Egoist und Materialist hat sich unter dem Druck der Tatsachen dazu bekehren müssen, diesen Krieg zu seiner eigenen Sache zu machen, weil er mit dem verlorenen Krieg auch persönlich alles verlieren würde, was ihm noch geblieben ist.

So denken die meisten Menschen nicht nur in Deutschland, sondern weithin in Europa, ob sie nun in Italien, Finnland, Rumänien oder Ungarn wohnen. Zwar kann niemand den Krieg leiden, aber wer ihn satt hat, vergißt doch nicht, daß dieser Weg zu Ende gegangen werden muß, wenn wir nicht alle in einem Abgrund zerschellen wollen. Es ist selbstverständlich, daß es in Europa auch noch andere Geister gibt, denn die geschichtlichen und weltanschaulichen Voraussetzungen sind in den einzelnen Ländern verschieden. Es gibt auch noch einige staatsfremde abgegrenzte Däsen, in denen der andere Geist sozusagen offiziell ist, gewissermaßen heiliger Staatszweck für jene Bürger, die vor dem gewaltigen Sturm im Osten Europas sich am liebsten Augen und Ohren zuhalten. Sie glauben den äußersten Einsatz geleistet zu haben, wenn sie dem Krieg ihre geschätzte Aufmerksamkeit erweisen, wie die Sonntagszuschauer eines Fußballspiels, die sich nach dem Schlußpfiff an ihrem Stammtisch von den Strapazen der anfeuernden Jurnale erholen. Ihre Sympathien und Antipathien für die Kämpfer liegen von vornherein fest, denn nach den Gesetzen der Trägheit und Gewohnheit ist es für diese Zuschauer selbstverständlich, daß die „alte Klasse“ oben bleibt.

Das wäre, vom Standpunkt dieser Zeitgenossen gesehen, schön und gut, wenn die alte Welt noch einmal zusammengeleimt werden könnte! Aber glauben die Risikopulverfresser in der Schweiz oder in Schweden, die im Schatten der deutschen Wehrmacht vor der Flut des Bolschewismus verschont geblieben sind, daß der ersetzte Sieg der pluto-krautigen Weltfreunde und ihrer bolschewistischen Bundesgenossen nichts anderes bedeutet, als daß ihre Kuponschere wieder wie ehemals den vollen Gewinn der internationalen Wertpapiere einheimst? Daß die Hotels der eleganten Welt wieder von den Glotzottern bevölkert werden? Daß man mit dem Auto wieder in Europa wie ehemals spazieren fahren kann? - Es ist nicht diejenige, die auf eine bürgerliche Lösung spekulieren! erklärte kürzlich der spanische Staatschef Franco unter dem Eindruck des marnenden französischen Beispiels. Neue Franzosen, die mit ihrer Halb Dunkel-Politik die europäische Krise „überdauern“ wollten, verstanden unter Sieg und Frieden nur ein üppiges Hors d'oeuvre, das Rentier-Ideal mit vierzig Jahren und ihre einstmals ebenso knusprige wie billige Gähnen - und haben damit ihr Kolonialreich verspielt!

Dieser Krieg ist keine Unterbrechung des Friedens, sondern die schmerzhafteste Geburt einer neuen Zeit. Was auch immer der einzelne Europäer sich unter dem kommenden Frieden vorstellen mag, niemand in Europa wird das alte bürgerliche Leben fortsetzen können, als ob der Krieg nur ein böser Spuk gewesen sei. Die Welt von 1914 ist im ersten Weltkrieg zerbrochen und was davon bis 1939 noch übrig geblieben ist, wird im Tügel dieses zweiten Krieges umgeschmolzen werden. Die Idylle der bürgerlichen Behaglichkeit geht zu Ende und kann nicht mehr wiederhergestellt werden, weil ihren Lebensformen durch den Zusammenbruch des

Das Eichenlaub für Major Guenzel

aus Berlin, 22. Januar.

Der Führer verlieh dem Major Reinhard Guenzel, Gruppenkommandeur in einem Kampfgeschwader, das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes und übermittelte ihm folgendes Schreiben:

„In dankbarer Würdigung Ihres heldenhaften Einsatzes im Kampf für die Zukunft unseres Volkes verleihe ich Ihnen als 184. Soldaten der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.“
-gez. Adolf Hitler.“

europäischen Kolonialsystems schon rein materiell der Nährboden entzogen ist.

Doch nicht nur das Ende des weltwirtschaftlichen Wohlstandes bringt das alte bürgerliche Europa (durch Englands und Frankreichs Schuld!) in die Krise, sondern über allen europäischen Völkern steht die totale Existenzgefahr durch die Bedrohung aus dem Osten. Die bange Frage „Was wird aus Europa?“ beunruhigt allmählich auch jene Redaktionen, in denen das Reuter-Büro die wichtigste Nachrichtenquelle ist. So mußte sich ein bekanntes Basler Blatt dieser Tage zu der Feststellung bequemen, die Annahme, USA, Großbritannien und Sowjetrußland hätten dieselbe Vorstellung von der zukünftigen Neuordnung Europas, sei eitel Selbstbetrug; es hänge viel vom Verlauf des Krieges ab, welcher Einfluß in der Welt nach dem Kriege sich am stärksten durchsetzen werde, möglicherweise könne der „russische“ (1) Einfluß bei der Neuordnung Europas „sehr stark zum Ausdruck kommen“! Heilige Einfachheit und mit welcher naiven, verstaubten Vorschlägen will die Bourgeoisie ein „demokratisches Gegengewicht“ gegen die bolschewistische Gefahr schaffen, sei es ein britisches Protektorat auf dem Balkan oder ein großpolnischer Pufferstaat!... Das wäre genau so, als wenn die deutsche Wehrmacht die Sowjetpanzer an der Ostfront mit Dreifüßlegeln niederkämpfen wollte!

Ein Glück für Europa, daß es von einem anderen Geist beseelt und von anderen Männern geführt wird. „Denn das ist ganz sicher“ - erklärte Adolf Hitler am 30. Dezember 1942 - „Diesen Krieg überlebt kein bürgerlicher Staat! Hier muß jeder früher oder später Farbe bekennen, nur wer sein Volk nicht nur staatlich, sondern auch gesellschaftlich zu einer Einheit zu schweißen vermag, wird aus diesem Krieg als Sieger hervorgehen.“ - Zu dieser letzten Entscheidung fehlt den bürgerlichen Spekulanten der Mut, daß zu fehlt ihnen auch der gute Wille! In Deutschland wird fehlender guter Wille durch den Zwang der Tatsachen ersetzt! Aber unter unsern europäischen Zuschauern gefallen sich ein paar „Besorgte“ Gralsritter darin, das harte Leben in Deutschland zu verachten und sich selbst als die Vertreter einer höheren Kultur zu preisen. Ein einziger deutscher Grenadier, ein einziger ungarischer, finnischer oder rumänischer Soldat leistet an der Ostfront mehr für die abendländische Kultur als jene bürgerlichen Spekulanten, die mißbilligend ihre Köpfe über die neue Zeit schütteln, zu ahnen vermögen. Wie würden sie unsere deutschen Zustände herbeisehnen, wenn Europa das Schicksal erleiden müßte, das es unter ihrer Führung schon längst erlebt hätte!

Es bedarf des härtesten Einsatzes unseres europäischen Volkes, um den Sieg zu erringen und Europa zu retten. Deshalb treiben wir jetzt aus unseren Reihen die letzten Geister kleinmütiger Spekulanten aus und lassen nur noch gelten den Geist der kämpfenden Front!
Dr. M.

Das Tonnageproblem Englands größte Sorge

„Evening News“: „U-Boote für Deutschland die Garantie des Endlieges“

(Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung.)

Dr. Sch. Berlin, 23. Januar.

Die große und unendliche Gefahr für die Kriegführung 1943 ist das deutsche U-Boot, schreibt „Evening News“ vom 11. Januar im Leitartikel. Selbst wenn man auch hier und da bei den Achsengegnern glaube, einen kleinen Schritt vorangekommen zu sein, so verberge doch kein Tag, an dem das britische Volk nicht daran erinnert werde, daß die Schlacht auf Leben und Tod - die U-Bootschlacht - am Markt Englands und der übrigen Verbündeten laiere.

Was sei die erschreckende Erkenntnis bei dem letzten Angriff auf einen englischen Konvoi gewesen? Neben der fast unheimlichen Anzahl der U-Boote, die zugleich vier Tage und vier Nächte hindurch wieder im Angriff noch in der Verfolgung des Geleitzuges nachgelassen hätten, seien es ganze U-Boot-Schwärme, die Tag für Tag und Nacht für Nacht auf Beute ausgingen und sie fänden.

Für Deutschland werde 1943 bestimmt das Jahr sein, in dem es mehr und mehr U-Boote auf die sieben Weltmeere hinausjagt, für die es die Garantie des Endlieges seien.
Denn wenn auch augenblicklich die deutschen Soldaten an der Ostfront schwere Kämpfe zu führen hätten, so werde das kommende Frühjahr ihnen aber die Chance bieten, die sowjetischen Armeen vernichtend zu schlagen. Zu Lande, in der Luft und zur See würden die Achsengegner dann bisher noch nicht dagewesene Schlachten gegen einen mächtigen Feind durchzuführen haben, der weiter zielstrebiger plane.

In diesem Zusammenhang verdient eine Reuter-Meldung besondere Beachtung. Danach schäbe man in Washington die monatlichen Verluste an Schiffsraum durch Feindeinwirkung auf eine Million TON. Allem Anschein nach ist es den Nordamerikanern und Engländern nicht mehr möglich, wie bisher, die ganze Schwere der Schlacht auf den Meeren zu verschweigen, und man geht dazu über, in sensationeller Weise einzugehen, was nicht länger mehr verschwiegen werden kann.

Im Oberhaus erklärt Lord Cranborne einem Reuterbericht zufolge: Man könne nicht behaupten, daß durch Amerikas Kriegseintritt bisher grundlegende Veränderungen in der Kriegführung erzielt worden seien; die größte Belastung für beide Reiche aber sei der lächerliche U-Bootkrieg. - Lord Alexander hielt in Edinburgh eine Rede, in der er ausführte, das Alibi-Mittel gegen die U-Boote sei durch eine Verabsicherung der Schiffsneubauten Englands und USA möglich. Bis jetzt habe man erst die Verdreifachung gegenüber dem Jahre 1940 erreicht. - Auf die Unstimmigkeiten bezog der Tonnagebericht, daß wieder die „Times“ hinwies: Weder durch Besuche noch durch Konferenzen werde hier, so schreibt das Blatt, eine Wendung erreicht. Nicht nur England, sondern auch USA müßten sich ohne Einschränkungen in den totalen Krieg einbinden, um damit auch den wirtschaftlichen Verbindungen der Dreipaktmächte gegenüber ein

Gegengewicht zu besitzen. Der Krieg sei sehr schwer zu gewinnen. Zu dieser Erkenntnis kommt die „Times“ nach den vielen Siegesankündigungen, die noch im November von der Nordafrikalandsung und in den letzten Wochen von der Sowjetfront in der „Times“ groß ausgemacht waren. - Abschließend noch eine bezeichnende Feststellung des „Daily Mirror“. Das Blatt schreibt wörtlich: „Die Gegenläufe zwischen England und USA sind nun einmal vorhanden, und zwar weil alle Dinge anders verlaufen, als sie geplant und vereinbart waren.“ Hierzu erübrigt sich jeder Kommentar.

Ein vielseitiger Gangster

Kriegshetzer, Goldschleber und Weltpolizist

Über 80 v. H. des Weltgoldes befanden sich 1939 in den Gold-Forts der Vereinigten Staaten. Als dann der ersehnte Krieg ausbrach, erforderte Roosevelt die „Cash- and Carry-Klausel“, um auch noch den letzten Rest an sich zu bringen: wer von Amerika etwas kaufen wollte, mußte es in bar, also in Gold oder Devisen, bezahlen und selbst abholen. Diese „Cash- and Carry-Klausel“ leitete das



Martinique: „Wenn Sie mir nachsteigen, rufe ich einen Polizisten!“
Roosevelt: „Wieso? Der Polizist bin ich selbst!“
(Zeichnung: Jam.)

sowjetische Gold nach Amerika und zog die letzten englischen Gold- und Devisenschätze aus den Tresors. Es folgten die nach London verschobenen Goldschätze Polens, Serbiens, Norwegens, Hollands und Belgiens. Nur das Gold der französischen Staatsbank hatte sich in einen Schlupfwinkel auf der Insel Martinique flüchten können. Nachdem Roosevelt die Insel monatlang durch seine Kriegsschiffe hatte blockieren lassen, hat er jetzt im Zuge der nordafrikanischen Ereignisse auch hier sein Ziel erreicht und das Gold Frankreichs sich in die Hand gespielt.

Neun Britenbomber abgeschossen

Fünfsigster Nachtjagdflieger des Eisenlandträgers Major Lent

Ueber 2500 Gefangene in Tunesien

Der italienische Wehrmachtbericht

Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt u. a. bekannt:

98 Zerstörer

Englands Verluste seit Kriegsbeginn

Große Hungersnot in Indien

Kritisches Stadium der Ernährungslage

Sadener erhält das Ritterkreuz

Der Führer verlieh auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine...

Erbitterte Kämpfe auch im Südbahn- und im Don-Gebiet

dnb Aus dem Führerhauptquartier, 22. Jan.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Südbahngebiet wehren die deutschen Truppen den an gefahrter Front zum Durchbruch ansetzenden Feind unter hohen Verlusten für die Sowjets ab...

Die vom Gegner ang umschlossene und dem starken feindlichen Druck hartnäckigen Widerstand bietende deutsche Kräftegruppe in Stalingrad...

In Nordafrika wurden Misurata und Soms nach Zerstörung der kriegswichtigen Anlagen geräumt...

Scharfe Kritik an Roosevelts Kriegswirtschaft

Riffabon, 20. Januar.

Der amerikanische Kongreß hat neuerdings eine äußerst scharfe Haltung gegen die Kriegswirtschaft Roosevelts angenommen...

Kleine politische Nachrichten

Die Erbsfrage auf französischen Bauernhöfen wurde durch ein neues Gesetz in Anlehnung an das deutsche Erbschaftsgesetz neu geregelt...

In Valencia werden, wie von dort berichtet wird, groß angelegte Festungsbauten in Angriff genommen.

Wie aus Tanger gemeldet wird, ist der nordamerikanische Filmregisseur Taylor in spanische Internierung geraten...

200 schwedische Handelschiffe mit einer Gesamttonnage von 800 000 Tonnen...

Die Bekämpfung des feindlichen Großgeleits vor der nordafrikanischen Küste brachte weitere Erfolge...

Schwache Kräfte der britischen Luftwaffe bombardierten in den getriebenen Abendstunden planlos westdeutsches Gebiet...

Zu den Luftangriffen auf das feindliche Großgeleit vor der nordafrikanischen Küste werden noch folgende Einzelheiten mitgeteilt:

Der schwer angeschlagene feindliche Geleitzug wurde am 21. Januar während des ganzen Tages durch fliegende deutsche Aufklärer verfolgt...

Lebewohl!

Von Hermann Schmider

Lebewohl! Und grüß mir die lieben Kleinen, Das Schicksal will es, daß ich scheiden muß...

Ostwinter, wissenschaftlich gesehen

Das Winterklima im sowjetischen Raum / Von Oberstleutnant Dr. Thost

Unwillkürlich verbindet sich für uns Mitteleuropäer mit dem Wort „Ostlicher Winter“ die Vorstellung einer unabsehbaren Schneedecke...

Lebewohl!

Von Hermann Schmider

Lebewohl! Und grüß mir die lieben Kleinen, Das Schicksal will es, daß ich scheiden muß...

Lebewohl!

Von Hermann Schmider

Lebewohl! Und grüß mir die lieben Kleinen, Das Schicksal will es, daß ich scheiden muß...

Lebewohl!

Von Hermann Schmider

Lebewohl! Und grüß mir die lieben Kleinen, Das Schicksal will es, daß ich scheiden muß...

Lebewohl!

Von Hermann Schmider

Lebewohl! Und grüß mir die lieben Kleinen, Das Schicksal will es, daß ich scheiden muß...

Lebewohl!

Von Hermann Schmider

Lebewohl! Und grüß mir die lieben Kleinen, Das Schicksal will es, daß ich scheiden muß...

Lebewohl!

Von Hermann Schmider

Lebewohl! Und grüß mir die lieben Kleinen, Das Schicksal will es, daß ich scheiden muß...

Lebewohl!

Von Hermann Schmider

Lebewohl! Und grüß mir die lieben Kleinen, Das Schicksal will es, daß ich scheiden muß...

Lebewohl!

Von Hermann Schmider

Lebewohl! Und grüß mir die lieben Kleinen, Das Schicksal will es, daß ich scheiden muß...

Vier Frauen

um Matthias Alsen

Roman von Hedda Lindner

„Zimmerlin verdankt du diesem Salonkapfen, wie du dich geschmackvoll ausdrückst, einen guten Namen und hohe Gagen“, erwiderte die Dentas.

„Ich will auch diese Art Theater nicht damit bezeichnen“, Matthias drehte sich um und nahm seine Tätigkeit am Schminktisch wieder auf. „Das Publikum zu entspannen und ein paar Stunden nett und ungezwungen zu unterhalten, ist ebenfalls eine Kulturaufgabe, die ihre Berechtigung hat. Aber man kann es nicht ausschließlich für ein Jahr. Siebst du denn nicht ein, Diana“, er war fertig und wandte sich ihm zu. „Doch es höchste Zeit für mich ist, wenn ich mich noch weiter entwickeln will. Sonst bleibe ich doch einfach hier stehen — und später, wenn das Aussehen zum Liebhaber nicht mehr reicht, habe ich nicht mehr die Kraft, etwas anderes darzustellen. Will ich hier stagnieren und weil Stagnieren eben Rückgang bedeutet. Wir haben wahrhaftig oft genug über das Thema gesprochen, nun sieh es doch endlich ein.“

Wäre Diana Dentas eine wirkliche Künstlerin gewesen, so hätte sie Alsen verstanden. Aber sie war nur eine Komödiantin, die durch gute Erscheinung und Routine eine Künstlerin vortäuschen konnte, deren Fähigkeit sich aber eng auf das Rollenkapfen beschränkte. Und selbst da wußte sie, daß sie ohne Alsen und seine feine ansehnliche Partnernerschaft nicht mehr genügen würde, und dieses Wissen ließ sie jede Beherrschung verlieren. — Nur für ein paar Minuten, aber in diesen Minuten war sie Anna Ostrichat, das Mädchen mit zweifelhafter Vergangenheit, das sonst sorgfältig unter der Maske der Diana Dentas verborgen wurde. Sie hatte völlig vergessen, ihre Stimme zu dämpfen; draußen auf dem Gang vor der Garderobe versammelten sich die Leute und hörten teils erstaunt und erschrocken, teils mit schadenfrohem Grinsen auf die keifende Stimme, bis sich der Inspektor energisch Bahn brach und laut und nachdrücklich an die Türe klopfte.

Als seine Antwort erfolgte, probierte er die Stimme, die gab nach, und er trat ein, die Türe rückwärts hinter sich ziehend. Mit einem kurzen Blick ergriff er die Situation, tat aber, als sei nichts Besonderes und wandte sich an Alsen. „Ist Ihre Signallampe entzündet? — Ja, habe sie einmal das Zeichen zum Auftritt gegeben, es sind drei Minuten über die Zeit und das Publikum wird ungeduldig“, sagte er schnell.

„Am Gottes willen!“ Matthias war diszipliniert genug, um ehrlich entsetzt zu sein. „Ich muß mich ja noch umziehen. Bitte raus, in zwei Minuten bin ich da.“ Er schob die beiden fast zur Türe, auf der Schwelle blieb die Dentas noch mal stehen. „Du bleibst?“ murmelte sie fast unhörbar. „Bis zum ersten Akt!“ — Mit einem harten Mund schloß er die Türe.

Der Vorhang hob sich heute zehn Minuten nach der festgesetzten Anfangszeit, aber das Publikum war guter Laune und nahm die Verspätung nicht übel. Zumal glänzend gespielt wurde, sowohl die Dentas wie Alsen übertrafen sich selbst und wurden in der großen Pause förmlich mit Blumen überschüttet. Als Alsen unter anderen Blumen ein großer Strauß schneeweißer Nelken überreicht wurde, fuhr er einen Augenblick und warf einen forschenden Blick in das Publikum, das handclatschend vor der Bühne stand. Dann gab er auch die Nelken an den Ragen weiter, reichte Diana Dentas und Lissy Behr die Hände und verbeugte sich mit ihnen gemeinsam.

Das strahlende Lächeln, mit dem er das Publikum grüßte, veränderte sich in einem Augenblick, als der Vorhang endgültig gefallen war. Er wandte sich ab, ohne sich um die Dentas oder sonst jemand zu kümmern und ging in seine Garderobe.

Hierher waren auch inzwischen die Blumen gebracht, die man ihm zu dieser Jubiläumsvorstellung gesendet hatte. Er sah mit einem halb spöttischen, halb zufriedenen Lächeln darauf nieder. Sie liegen es sich immerhin etwas kosten, die Frauen, denen er Abend für Abend einen Mann vorstellte, wie jede ihn sich im geheimen erträumt. So leichte Triumphe würde er nicht mehr feiern, wenn er forsging, aber trotzdem, er war es sich selber schuldig.

Unter diesen Gedanken hatte er die Karten geworfen, die an den Namen hingen, um die Namen der Spender zu lesen. Nicht alle hatten den Abänderungsangeben, ein großer Strauß aus mattlila Flieder

frag keinen Namen, auch nicht der einzelne Orchideenzweig, den er jetzt in der Hand hielt. Matthias blinnte nachdenklich darauf nieder; es mußte eine Frau von Geschmack sein, die diesen Zweig ausgewählt hatte, denn er war bestimmt ausgedacht und nicht einfach im Blumengeschäft bestellt; er hatte irgendwie eine persönliche Note; auch daß es nur ein einzelner ausgedachter Zweig war, unterließ ihm von den übrigen Sendungen.

Vielleicht würde es sich lohnen, diese Frau kennenzulernen, dachte er und stellte ihn sorgsam in ein Glas. Die meisten Blumen pflegte er bei solchen Anlässen einem in der Nähe gelegenen Krankenhaus zu schenken, aber diesen Zweig würde er selbst mitnehmen. Vielleicht auch noch den Flieder und — ja, die weißen Nelken! Wenn er nur eine Ahnung hätte, von wem sie kamen. Er ergriff den Strauß und untersuchte ihn eingehend, ob irgendwo eine Spur war, die auf den Geber schließen ließ. Nichts.

Es waren ungefähr fünfzehn Blüten, schneeweiß und von makelloser Schönheit, aber was das Wertvollste daran war — es war ungefähr der fünfte oder sechste Strauß dieser Art, den er erhalten hatte. Immer die gleiche Anzahl weißer Nelken, nur daß sie bisher nie auf der Bühne überreicht wurden; er fand sie in seiner Garderobe, und alles was er feststellen konnte, war, daß sie von den verschiedensten Blumenhändlern für ihn abgegeben wurden. Es gab schon merkwürdige Leute — damit begann er, sich für den dritten Akt umzuziehen.

Kleines Mißverständnis / Von Lode Conté

Hergerlich hatte sich nach dem veredelten Hirschkorn das Kirschkorn. In zwei Minuten wird es fünf schlagen. Wie ist es möglich, daß seine Frau noch nicht da ist? Sie hatten doch klar und deutlich verabredet, um halb fünf beim Warenhaus zu sein. Die Glocke schmettert ihre kristallene Melodie über den Marktplatz. Entschlossen steigt sich auf die Straße hin und fährt nach Hause. „Eine richtige Frau! Nie kann sie pünktlich sein!“

An einem anderen Warenhaus geht Miele unentwegt langsam hin und her. Die Schaufenster des Geschäftes bieten ihr reiche Abwechslung, und die Zeit vergeht. Wenn der liebe Gott kommt, wird sie ihm Larumachen verzeihen, daß sie wenigstens eins von diesen netten Kleidern braucht.

Aber die Zeit ist nicht. Miele wird ärgerlich. „Zwei Jahre sind mir nun verheiratet und schon kommt er nicht pünktlich! Natürlich, die Hirschkörner sind vorüber. Männer sind Lumpen. Mit sollte sich schämen!“

Schließlich schlechter Laune geht sie nach Hause. Sie spaziert durch die belebten Straßen der großen Stadt. „Wenn ich denn, ungefragt davon zu kommen, irrt er sich! Jetzt kann er warten! Auf das Abendbrot!“

Die Türe ist nicht verschlossen. Er ist also zu Hause. Miele will ihm nicht zeigen, daß die Sache sie ärgert.

Rif sitzt im Sessel, liest die Zeitung und raucht. Er hustet und lacht: „Na, bekomme ich gar nichts, Miele?“

„Gut und Handtücher fliegen auf die Garderobe. Eine halbe Stunde habe ich gewartet! Wo kommt du so spät noch her?“ fragte er.

„Miele kümmert sich nicht um diesen Vorwurf.“ „Du hättest vielleicht Wasser aufstellen können für Kaffee, wenn du solchen Hunger hast“, erwidert sie.

Rif will sich mit seiner Frau nicht streiten, aber Miele ist böse und überhört den zärtlichen Ton in seiner Stimme. Auf ihr gereiztes Fragen antwortet Rif sachlich und ruhig.

„Das aber reizt die kleine Frau noch mehr. Sie ist böse und dumm und nimmt Hut und Handtücher wieder von der Garderobe.“

„Wo willst du noch hin?“ fragt Rif.

Nach einer Antwort stehend, meint sie: „Das wird dich ja kaum interessieren. Du kommst ja schon essen. Es steht alles fertig auf dem Tisch.“

Die Türe schließt zu. Dann aber weicht Miele nicht, wo hin sie gehen soll. Sie läuft unruhig umher, will aber nicht nach Hause gehen, damit der treulose Mann sich ein dezentres Benehmen abgewöhnt.

Der Abend krieder träge weiter. Es wird halb zehn, und müde schläft Miele nun doch den Weg nach Hause ein. Dort wäre es doch gemüßlicher gewesen. Ob Rif noch da ist? Ob er sich vielleicht Gedanken gemacht hat über ihr Ausbleiben?

Die Türe ist verschlossen. Da erst fällt ihr ein, daß jetzt ja Rif fort sein könnte. Eine kleine Hornfalle legt sich erneut um ihren Mund.

„Natürlich ist er fort. So sind ja die Männer, die lassen ihre Frau allein!“

Auf dem Tisch liegt ein Heiner Zettel. „Wenn du nicht sagst, wo du hingehst, kann es dir ja auch egal sein, wo ich bin.“

Im Vorraum des Theaters hatte sich inzwischen das übliche Getriebe der großen Pause entwickelt. Dorina Necken stand, wie bei der ersten Vorstellung, an einer Stelle, die ihr guten Liederblick gab und ließ die Menschen an sich vorbeiziehen. Plötzlich trafen sich ihre Blicke mit denen einer Dame, die ihr bekannt vorkam, auch in den Augen der anderen lag sie das Erkennen: es war die Dame, die bei der ersten Aufführung neben ihr gesessen hatte, nur daß sie diesmal ohne ihren Mann zu sein schien. Sie nickten sich zu, beide unwillkürlich etwas geniert, sich gerade hier wieder zu treffen.

Manu — dachte Dorina, die ein gutes Gedächtnis für Gefährter hatte, es scheint sich tatsächlich heute die ganze Gesellschaft von der Premiere wieder zu versammeln, denn diese wertwändig farblose Dame habe ich doch auch — richtig — sie kam ja damals im letzten Augenblick, na — der hätte ich Interesse an solchen Scenen nun am allerwenigsten zugetraut. Im übrigen, keine schlechte Figur, dachte sie weiter, während sie Alexa Vorodin nachblinnte, jedenfalls ist sie besser angezogen als damals.

Dorina hatte sich inzwischen mehrfach das Stück angesehen, genau wie Barbara Ventrup und Alexa Vorodin. Es war ein Zufall, daß sie sich bisher nicht wieder begegnet waren, und es war auch ein Zufall, daß Dorina heute den gleichen Platz innehatte, wie bei der Erstaufführung.

(Fortsetzung folgt.)

In der Küche steht das Tischgeschirr. Im Hause bleibt alles stumm und still. Miele ist ein Butterbrot. Es schmeckt ihr nicht. Dann sieht sie auf und spült das Geschirr. Sie liest die Zeitung.

Es wird elf. Nun wird Rif doch kommen. „Dem werd' ichs geben“, denkt sie. Und wartet. Abgemessen und herausfordernd schleudert sie ihr ihre zwölf Schläge durch das Zimmer.

„Wie kann er mir das antun“, denkt Miele. Ihr Herz ist müde und ganz klein geworden. Die Unterlippe ist unruhig und zittert. Dann schlüßte sie leise und hat ein riesen großes Mitleid mit sich selbst. Sie wird aber nicht in's Bett gehen, bevor der Ausreißer da ist.

Der kleine Zeiger krieder über die eins zur drei. Das gebrende Warten wandelt sich in Angst. Allmählich wird sie erzwiebelt. Wenn ihm nur nichts passiert ist! Wie konnte sie so unüberlegt handeln! Es läuft so viel Voll herum! Vielleicht hat man ihn jogar...“ Miele waagt es nicht, weiter zu denken.

Ob sie die Polizei anruft? Nein, das darf sie auf keinen Fall! Miele ist todmüde. Sie wird doch ins Bett gehen. Aber schlafen wird sie nicht. „Wo mag er nur bleiben?“

Zum ersten Mal in ihrer jungen Ehe wird sie die ganze Nacht allein sein. Die Tränen laufen ihr aus den Augen und durch dieses Schicksal kann sie kaum etwas untercheiden.

Vorsicht! Öffnet sie die Türe des Schlafzimmers. Sie kriecht das Licht an. Und...

Rif liegt im Bett mit einem schelmischen Lächeln um den schlafenden Mund. Miele weiß nicht, ob sie den Schläfer wecken soll oder nicht.

„Da dreht Rif sich um, blinzelt mit den Augen gegen das grelle Licht.“ „Miele, kommst du das Licht ausmachen?“

(Berechtigter Liebertragung aus dem Fämischen. — Interpret.)

Eulenspiegel im Gasthaus

Ein altes Geschichtchen

Einmal war Eulenspiegel auf der Wanderschaft. Als er abends in ein Dorf kam, klopfte er am Gasthause an um ein Nachtlager.

Doch der Wirt erkannte Eulenspiegel, kuffte weicher Schalk er war und schüttelte den Kopf. Miele, nicht einmal ein Strohlager wollte er ihm geben.

„Nun, dachte Eulenspiegel, was hilft's? Begehe ich mich also auf die harte Bank. Und er nahm seine Feder vom Tute, damit er doch etwas Bekandes unter sich hätte, und verlegte zu schlafen.“

Doch der Schlaf wollte nicht kommen. Mal drückte es den Eulenspiegel hier, mal drückte es ihn da, und als er endlich gegen Morgen einschlief, weckte ihn gleich darauf das Hähnchen wieder auf.

Wühmütig und verdrossen setzte er sich auf, fiedte seine Feder wieder an den Hut und murmelte vor sich hin:

„Nur ein Segen, daß der Wirt mir nicht gar ein Federbett gegeben hat. Wenn es sich schon auf einer Feder so schlecht schläft, wie schlecht muß es sich erst auf so vielen Federn schlafen...!“ esch.

Vermischte Nachrichten

Ein ortsfremdes Mädchen hatte auf der Straße in Neustadt bei Neuwied am Rhein einen Mann nach dem Weg in Richtung Reichen gefragt und war dann mit ihm ein Stück gemeinsam weitergegangen. In einem Waldstück angekommen, verlangte der Mann plötzlich einen Kuß, der das Mädchen bestürzt wurde. Darauf packte er das Mädchen heftig an, so daß es zu Boden stürzte. Als es um Hilfe rief, schlug er ihm mehrmals auf den Mund und erst, nachdem er sich gemaltamen ein Kuß geraubt hatte, ließ er von dem Mädchen ab und machte sich davon. Auf Grund der polizeilichen Nachforschungen konnte der Räuber als ein 36 Jahre alter Mann aus Burgmarzberg festgestellt werden, der in einem Dreieck des Amtes Reuland wohnt. Sein Verbrechen war ihm unverständlich, als er erst kurz vorher geheiratet hatte. — Die zukünftige Strafammer verurteilte den räuberischen Burgen wegen tätlicher Beleidigung und Körperverletzung zu neun Monaten Gefängnis.

— Eine böse Liebertragung nach den Hiltzerwochen erlebte ein Mann aus Meiningen. Seine Frau hatte verchiedenes Heiratsgut mit in die Ehe gebracht, und er war der Meinung, daß alles ehrlich erworben war. Aber eben deshalb fehlte es ihm an Ehrlichkeit, als er plötzlich erfuhr, daß das Heiratsgut „bessere Hälfte“ bei ihrer Dienstreise die ganze Aussteuer zusammengeklaut hatte. Die Frau wurde deshalb von dem zuständigen Amtsgericht in Meiningen zu einem Monat Gefängnis verurteilt. Da ihr Mann auf Grund dieser bösen Erfahrungen nicht mehr mit ihr verheiratet sein wollte, reichte er die Scheidungsfrage ein. In diesem Verfahren verurteilte die Frau, sich mit unmaßgeblichen Angaben das Verbrechen zu verschleiern. Sie behauptete, ihr Mann habe von den Diebstählen gewußt und sie gebilligt. Bald stellte es sich jedoch heraus, daß diese Angaben nicht auf Wahrheit beruhten, und sie mußte sich nunmehr erneut vor dem Amtsgericht in Meiningen wegen Prozeßbetruges verantworten. Das Urteil lautete diesmal auf drei Monate Gefängnis.

— Eine Tat von besonderer Rohheit fand vor dem Amtsgericht Waldenburg ihre gerechte Sühne. Als Angeklagter hatte sich der Fortschaffter Friedrich Järich als Blutsauger zu hoch entlohnt worden, und er hatte deshalb willkürlich Teilbeträge von Wännen zurückgehalten. Ein Waldarbeiter stellte den Angeklagten im Revier zur Rede und bat um die Auszahlung der widerrechtlich einbehaltenen 12 RM seines Lohnes. Järich lehnte diese Bitte ab und erwiderte dem Waldarbeiter, als dieser auf seinem Recht beharrte, daß er freilich zustimmen sei. Der Waldarbeiter meinte darauf zu dem Angeklagten, daß er eigentlich an die Front gehöre. Auf diesen Ausdruck hin schlug Järich mit den Händen blindlings auf den Waldarbeiter ein und trieb den 61 Jahre alten Mann unter fortgesetzten Schlägen über zwanzig Meter vor sich her. Beim Zusammenbrechen suchte der Arbeiter nach einem Halt und ergreif ungenötigt den Nieren des umgedrehten Fernglases des Angeklagten. Unter dem Spowand der Arbeiter habe ihn sein Fernglas festhalten wollen, eiste Järich zu seinem Motorrad und holte einen Eichenstempel, mit dem er in rotheter Weise auf den Arbeiter einschlug und ihn schwer am Kopf und am Leib verletzte. Auf die Frage des Richters an den Angeklagten, ob er glaube, sich richtig verhalten zu haben, antwortete dieser, daß er im Wiederholungsfall genau so verfahren würde. Das vor dem Gericht Anlag, den Angeklagten sofort zu verhaften. Das Urteil lautete auf neun Monate Gefängnis.

— Der laufende Koffer ist die praktische Gründung einer Frau, die dieser Lage auf der Pariser Untergrundbahn der Densitätlichkeit vorgeführt wurde. Da stand eine Dame und wartete auf den Zug, neben sich einen ziemlich umfangreichen Koffer aus dunklem Stoff. Summst schenkte man weder der Dame noch dem Koffer größere Beachtung. Plötzlich aber, als der Zug einfuhr, packte die Dame den Griff des Koffers, zog ihn ein wenig an, und der Koffer lief fort. Die Dame über den Platz im Abteil besagen hatte, stand der Koffer wieder still neben ihr in der Ecke. Das seltsame Spiel wiederholte sich jedoch beim Aussteigen, und schließlich sah sich die Dame genötigt, den vielen Neugierigen eine Aufklärung zu geben. Auf der Pariser Untergrundbahn ist die Beförderung von Hundes verboten. Da die Dame auf die Witnahme ihres Hundes nicht verzichten will, ließ sie diesen für ihre Kofferstücke anfertigen, die unten offen ist und den Hund in sich vergräbt. Da es ihr zu schwer ist, den Hund ganz in der Tasche zu verpacken und zu tragen, hat sie diesen laufenden Koffer erfunden. In langen Sägen jagte der Koffer über den Bahnhofs, als es ans Aussteigen ging und die Freiheit wartete.

— Im Jahre 1890 starb zu Stuhlweihburg in Ungarn, 79 Jahre alt, der Abvokat Georg. Zungefelle und Sommerling, hat er ein merkwürdiges Testament gemacht, das noch heute Anlaß zu Prozessen gibt. Erbe des gesamten Nachlasses, bestehend aus Grundbesitz im Umfang von 3000 Hektar und Wertpapieren im Betrage von 200 000 Pengs, sollte derjenige werden, der die schwierigsten Antworten auf zwei einigemaligen Probleme zu geben vermöchte, nämlich: 1. Was auf der Erde ist unendlich? 2. Warum führen die Menschen untereinander Prozesse? — Bis zur Zuerkennung des Erbes sollten die Erträge des Nachlasses unter einige wohltätige Stiftungen verteilt werden. — Nach der Veröffentlichung des Testaments fochten es Verwandte des Verstorbenen an, weil die vom Erbschaffer gestellte Bedingung auf Selbstmord hin zielte. Doch die Angelegenheit kam bei den Gerichten nicht durch. Also war die Vererbung um das Erbe offen. Etwa 500 Antworten gingen ein, doch eine vom Testamentsvollstrecker berufene Prüfungskommission erklärte alle Antworten für unzureichend. Im Laufe der Jahre vermehrte sich natürlich die Zahl der Bewerber. Keiner fand Gnade. Doch vor kurzem wandte sich ein Zurückgewiesener an das Gericht, es solle seine Antworten für zureichend erklären. Doch er wurde glatt abgewiesen.

Haben Sie ein gutes Gedächtnis?

Vor einiger Zeit ging durch die Presse die Meldung, daß ein vierzehnjähriger Junge den Text des Bismarckes nach einmaligem Anhören fehlerfrei aus dem Gedächtnis heraus wiederholt habe. Viele werden sich beim Lesen dieser Meldung gefragt haben, wie ist das nur möglich? und anderer woher so gar die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht beweist haben. Doch besteht nicht die geringste Ursache an der Möglichkeit dieser Meldung zu zweifeln. Wir haben es hier mit einem Menschen zu tun, der ein ganz außergewöhnliches Gedächtnis besitzt, über das allerdings nur sehr wenige Menschen verfügen.

Was versteht man nun unter Gedächtnis? Gewöhnlich die Fähigkeit, sich früher schon einmal Erlebtes zurückzurufen, sich also daran zu erinnern. Ueber diese Fähigkeit verfügt jeder Mensch; allerdings kann diese Fähigkeit des Erinnerns, die bildungs- und erweiterungsfähig ist, bei dem einzelnen Menschen ganz verschieden sein. So fällt es z. B. dem einen leichter, arithmetische, dem anderen optische Vorstellungen zu erinnern bzw. sie sich in sein Gedächtnis zurückzurufen. Einer der berühmtesten „Arithmetiker“ war Nietzsche, der in der Lage war, auf einen Blick ganze Seiten, zu deren rechenhaften Durchlesen man zwei bis drei Minuten brauchte, sich einzuprägen, und sogar nach Tagen noch zu behalten. Aus der Antike wird uns überliefert, daß der Philosoph Seneca dreitausend Worte nach einmaligem Anhören wiederholen konnte, und sogar er Verse, die ihm einmal vorgelesen wurden, doch in umgekehrter Reihenfolge wiedergeben konnte. Hier haben wir es also mit einer außerordentlichen Gedächtnisbegabung zu tun, wie dies auch bei dem oben erwähnten Jungen, der den Text eines Filmes aus dem Gedächtnis wiedergeben konnte, der Fall ist; solche Gedächtnisbegabungen reagieren auf akustische Einwirkungen, sie nehmen das einmal Gehörte nicht nur schnell auf, sondern behalten es auch lange Zeit bis in die kleinsten Einzelheiten.

Wir alle wissen und haben das auch schon oft an uns selbst feststellen können, daß wir z. B. für Zahlen fast gar kein Gedächtnis besitzen, dafür können wir aber Gedächtnisdaten, Gedächtnis oder auch Dinge ansagen. Dies ist dadurch zu erklären, daß wir für gewisse Gebiete, besonders wenn sie mit unserer beruflichen Tätigkeit in enger Beziehung stehen, eine besondere Reizung haben;

so wird der Mathematiker, weil es nun einmal zu seinem Beruf gehört, leichter Zahlen, und der Geschichtsprofessor leichter historische Daten behalten können. Woan hängt nun aber die Leichtigkeit und die Dauer des Behaltens und die Zuverlässigkeit einer genauen Wiederholung ab? Einmal von den Verirungen, durch Leben das Gedächtnis zu schärfen, zum andern von einer besonderen Gedächtnisbegabung. Die beste Übung zur Stärkung des Gedächtnisses ist das Lernen. Aber auch im Lernen sind die Menschen verschieden. Der eine lernt leichter, wenn er den zu lernenden Text sieht, der andere muß ihn lesen, hören oder sogar mit rhythmischen Vorstellungen verbinden, indem er beim Lernen hin und her geht, eine Erscheinung, die sich übrigens auch bei angestrengter geistiger Tätigkeit zeigt. Wir erinnern nun daran, daß Goethe, wenn er Edermann diktierte, im Zimmer auf und ab ging.

Wie weit man nun das Gedächtnis bei geringerer Vereinnung von Begabung und Übung bringen kann, zeigen die geradezu phänomenalen Leistungen der Gedächtnis, vor allem aber der Rechenkünster. Das Erläuterliche auf diesem Gebiet leistete wohl das Gedächtnisgenie Miele, das nicht nur ein glänzender Rechner, sondern, was äußerst selten miteinander verbunden ist, auch ein hervorragender Mathematiker war. Miele war in der Lage, 192 Stellen nach einer Einprägszeit von fünf Minuten, 504 Ziffern nach 44 Minuten fehlerfrei heranzufagen. Legte man Miele 49 Zahlen vor, die in sieben Reihen untereinander standen, so war er imstande, aus dem Kopfe jede gewünschte Reihe zu wiederholen. Napoleon wird nachgerühmt, daß er ein außergewöhnliches Gedächtnis gehabt habe, so soll er jeden seiner Soldaten, den er einmal gesehen hatte, später wiedererkennen können. Namen oder Zahlen, die er behalten wollte, schrieb er auf einen Zettel und sah sie längere Zeit genau an, um sie dann nie mehr zu vergessen. Von Themistokles wird erzählt, daß er die Namen von 20 000 athenischen Bürgern auswendig gelernt habe; von dem berühmten Philosophen Leibniz lesen wir, daß er die „Geneis“ im Kopfe gehabt haben und Hugo Grotius soll den ganzen „Corpus Juris“ rechnerfrei habe hertragen können.

Unter den Gedächtnisgenies dürfen wir auch jene berühmten Sprachkünstler nicht vergessen, die dem

Das erste Feldküchengericht

Von Rudolf Schwanneke

Hören, aber auch dem Schreiben nach. Duzende von Sprachen beherrschend. So soll im Altertum König Mithridates, der dem mächtigen Rom widerstand, ganz Kleinasien eroberte und 22 Völker unterwarf, sämtliche 22 Sprachen der von ihm unterworfenen Völker gesprochen und verstanden haben. Mögen wir es hier auch mit einer Sage zu tun haben, so ist bei dem italienischen Kardinal Mezzofant, der 1843 in Rom starb, dokumentarisch bezeugt, daß er mit seinen 88 Sprachen, die er beherrschte und sprach, das größte Sprachgenie aller Zeiten war. Aber auch Deutschland besaß ein außergewöhnliches Sprachtalent. Der Dichter Souwew war nicht nur in der Lage, in 54 Sprachen zu sprechen und zu schreiben, sondern er dichtete sogar noch in vielen Fremdsprachen. Wenn man nun weiß, daß zum Sprechen einer fremden Sprache ungefähr 1000 Worte notwendig sind, daß aber zum Dichten dieser Wortschatz wesentlich erweitert werden muß, und auch in die Feinheiten einer Sprache einzudringen, so wird man Souwew's Leistungen erst richtig zu würdigen verstehen.

Aber einmal ganz abgesehen von diesen Gedächtniskünstlern, auch wir alle müssen bereits in jungen Jahren eine Immense im Gedächtnis behalten. Würden wir all die Dinge, mit denen wir unser Gedächtnis bereits in unserer Kindheit belegen, rein zahlenmäßig erfassen, wir würden über das Ergebnis überrascht sein, und zwar deshalb, weil wir uns unserer Gedächtnisleistung überhaupt nicht bemußt werden. Schon das Kind lernt und behält in den ersten Jahren seines Lebens 400 Ausdrücke seiner Muttersprache. Nach diesem Aufeintritt erweitert es diesen Wortschatz gewaltig, so lernt z. B. ein Schüler eines Gymnasiums etwa drei- bis viertausend Worte hinzu, also eine für das Gedächtnis ganz respektable Leistung. Hören wir allerdings, daß Goethe in seinen Dichtungen 10 000 verschiedene Ausdrücke gebraucht habe und es Shakespeare sogar auf 15 000 gebracht haben soll, so kommen uns die genannten Zahlen kaum erbaulich vor. Aber wir haben es schließlich hier auch mit berühmtesten zu tun. —

Der größte Gelehrte eines guten Gedächtnisses ist die Zeit. Deshalb ist es immer wieder von neuem nötig, daß wir unser Gedächtnis, wie man zu sagen pflegt, auffrischen, denn ein gutes Gedächtnis ist stets ein Plus im Leben.

Osward Stolz.

Es war nach der letzten Reue, die Friedrich der Große vor seinem Heimgang in Schloß abgehalten hatte.

Der König hatte viele Stunden bei strömendem Regen im Sattel gesessen. Anschließend fand die Mittagstafel im Kreise seiner Generale statt in einer Bauernscheune.

Während sonst, sobald der König an der Tafel Platz genommen hatte, die Lakaien hin- und her-eilten, um die Speisen aufzutragen, wartete man diesmal bereits eine geraume Weile vergeblich auf die Suppe. Nur eine verbedete Schüssel stand vor dem König.

Erstaunt und fragend blickte alles auf die Majestät. Da erhob sich Friedrich, sah jedem einzelnen seiner Generale ins Auge und begann: „Messieurs, Sie wissen, daß ich im allgemeinen nicht esse, aber es ist Ihnen aber bekannt, daß ein kostspieliger Krieg meine Staatskassen erschöpft hat. Heute früh stand nun ein Bauer aus einem Grenzort vor mir, der sämtliche Feldwege mitgemacht und darüber kein Stück Vieh mehr im Stalle hat. Ich halte es für meine Pflicht, meinen Getreuen zu helfen, wenn die Notwendigkeit es erfordert. Hier ist es der Fall. Da aber in meinem Haushalt außerordentliche Ausgaben nicht vorgesehen sind und ich mir nicht erlauben kann, über meine Verhältnisse zu leben, blieb mir nichts übrig, als mir und meinen Gästen ein persönliches Opfer aufzutragen und die erforderlichen Ersparnisse an meiner Tafel zu machen.“

Damit hob der König den Deckel von der vor ihm stehenden Schüssel und griff nach dem Schöpfloffel. „Ich habe daher verfügt“, fuhr die Majestät fort, „daß wir heute auf die üblichen Gänge verzichten und uns mit dem gleichen Feldküchengericht meiner Soldaten befleißigen.“

Nach diesen Worten langte der König in die Schüssel und tat sich einen vollen Löffel mit Kartoffelstücken und Fleischbroden auf. Dann reichte er die Schüssel dem nächststehenden General, während seine graublauen Augen freundlich strahlten: „Bitte, Messieurs, bedienen Sie sich!“

Es wurde das trostliche Mahl, dessen sich die alten Generale des Königs erinnerten.